

# Humes Kausaltheorie, verglichen mit derjenigen Kants.

Von Johannes Hein in Merzig.

Während in verschiedenen Spezialarbeiten, die das gleiche Thema behandelten, nur Kants Kausaltheorie aus der kritischen Zeit berücksichtigt wird, möchte ich auch die vorkritische Zeit einbeziehen, dieweil sich nur so ein Gesamtbild der Kantschen Kausaltheorie gewinnen lässt, das in Humescher Beleuchtung einen eigenen Reiz erhält. Da nun „eine genauere Prüfung der Schriften aus vorkritischer Zeit ergibt, dass auch in ihr schon bemerkenswerte Wandlungen sich zugetragen haben, sodass zwei Epochen deutlich erkennbar auseinandertreten“<sup>1)</sup>, gliedert sich dieser Aufsatz in drei Unterabteilungen: Kants Kausaltheorie aus 1) der „dogmatisch-rationalistischen, 2) der skeptisch-empiristischen und 3) der kritisch-rationalistischen Epoche“<sup>2)</sup>, mit der Humeschen kritisch verglichen.

## A. Kants Kausaltheorie in der dogmatisch-rationalistischen Epoche.

„Während Kant in dieser ersten Epoche zwar in der Naturphilosophie und Kosmologie, der sein Hauptinteresse zugewendet ist, selbständige Wege, abweichend von der herrschenden Leibniz-Wolffischen Philosophie, einschlägt, mit Anlehnung an Newton, bleibt er dagegen in der Erkenntnistheorie und Metaphysik im wesentlichen noch auf den Wegen der rationalistischen deutschen Schulphilosophie“<sup>3)</sup>. Damit hätten wir schon im voraus mit genügender Klarheit Kants kausaltheoretische Ansicht angedeutet. Die einzige Schrift (überhaupt die einzige Schrift erkenntnistheoretisch-metaphysischen Inhalts aus diesen Jahren), die für uns in Betracht kommt, ist die Habilitationsschrift: *Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio* (1755). Sie zerfällt in 3 Sektionen, die im Ganzen dreizehn Propositionen beweisen und ausführen: Das Thema der ersten Sektion ist das *principium contradictionis*, das der zweiten das *principium rationis determinantis, vulgo sufficientis*, das der dritten die beiden aus dem Satz vom Grunde hergeleiteten Prinzipien der Sukzession

<sup>1)</sup> Paulsen, Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. S. 82.

<sup>2)</sup> Ebenda 83.

<sup>3)</sup> Paulsen a. a. O. 82.

und Koexistenz. Entschieden am wichtigsten von diesen Sektionen ist die für uns in Betracht kommende zweite Sektion. Den Satz vom Grunde will Kant mit Crusius nicht „ratio sufficiens“ genannt haben — so hieß er bei Leibniz und Wolff, auch schon in der aristotelisch-thomistischen Schule —, sondern „ratio determinans“, „quia, quantum sufficiat, non statim apparet; determinare autem cum sit ita ponere, ut omne oppositum excludatur, denotat id, quod certo sufficit ad rem ita, non aliter concipiendam“<sup>1)</sup>. Dieser Grund hat zwei Arten: „ratio antecedenter determinans, cuius notio praecedit determinatum, h. e. qua non supposita determinatum non est intelligibile“ und „ratio consequenter determinans, quae non poneretur, nisi iam aliunde posita esset notio, quae ab ipso determinatur“<sup>2)</sup>. Die erste Art des Grundes, welche macht, warum die Sache so und nicht anders ist, heisst „ratio cur“, die zweite, welche uns erkennbar macht, dass die Sache so und nicht anders ist, „ratio quod“; jene ist „ratio essendi vel fiendi“, diese „ratio cognoscendi“. „Hier ist,“ bemerkt Fischer<sup>3)</sup>, „die wichtige und folgenreiche Unterscheidung zwischen Real- und Idealgrund oder zwischen Sach- und Erkenntnisgrund. So ist z. B. die Beschaffenheit des Aethers der Realgrund der Bewegung und Geschwindigkeit des Lichts, dagegen die Verfinsterung der Jupitermonde der Erkenntnisgrund, woraus wir die Sukzession und Geschwindigkeit in der Fortpflanzung des Lichts wahrnehmen“. Diese emphatische Bemerkung ist nicht am Platze, und Fischer scheint selbst zu fühlen, sich wegen seiner voreiligen Freude zurechtweisen zu müssen, wenn er sofort Real- und Idealgrund durch Sach- und Erkenntnisgrund ersetzt. Denn von einer Scheidung des Real- und Idealgrundes im Sinne des Positivismus eines Hume, wie sie Kant in seiner zweiten Epoche auch selbst gemacht hat, kann hier noch keine Rede sein. Fischer selbst sagt dies an mehreren Stellen<sup>4)</sup>. Nur insofern war er zu seiner Uebersetzung berechtigt, als bereits Crusius sich der Ausdrücke „Idealgrund“ und „Realgrund“ in eben demselben Sinne bedient hatte<sup>5)</sup>. So nennt letzterer den Abendwind den Realgrund der Regenwolken, weil der Abendwind die Ursache (ratio antecedenter determinans) der Regenwolken ist; hingegen nennt er die Regenwolken die Idealgründe (rationes consequenter determinantes) des Abendwindes, weil sie

<sup>1)</sup> Kant, *Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio* prop. IV (Kirchmann, Supplementbd. II. Abt.).

<sup>2)</sup> Ebenda 52.

<sup>3)</sup> Geschichte der neueren Philos. III 163; vgl. Riehl, Der philosophische Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft I 252.

<sup>4)</sup> Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie III 168, 188, 183, 193.

<sup>5)</sup> Gegen Fischer a. a. O.; u. a. bestreitet dies Anton Marquardt in seiner J-Diss. „Kant und Crusius, ein Beitrag zum richtigen Verständnis der Crusianischen Philosophie“; doch scheint mir die Begründung nicht durchschlagend.

uns darauf schliessen lassen, dass der Abendwind weht. Sachlich findet sich Kants Distinktion bei Wolff, den Scholastikern des Mittelalters und schon bei Aristoteles.

Noch klarer als aus der Form, in der er den Satz vom Grunde vorlegt, geht aus der Anwendung desselben hervor, dass Kant wie überhaupt auf erkenntnistheoretischem Gebiete so auch in der Auffassung des Kausalitätsverhältnisses voll und ganz auf rationalistischem Boden steht. Nachdem er die prop. V: *Nihil est verum sine ratione determinante* bewiesen, also gezeigt hat, dass jedes wahre Urteil eine *causa logica* haben muss, geht er über zur Anwendung des Satzes von der *ratio determinans in ordine fiendi* — in diesem Falle *ratio genetica* oder schlechthin *causa* (scil. *efficiens*) genannt — und beweist ganz im Sinne des Dogmatismus, dass alles, was zufällig existiert, eine *ratio antecedenter determinans* haben muss. Dieser Satz schliesst ein negatives und positives Moment in sich. Negativ heisst er: was geworden ist, kann nicht seine Selbstverursachung sein; positiv: ein anderes muss dem Gewordenen als *causa* vorangehen. Negativ beweist Kant seinen Satz in der prop. VI: „*Quicquid rationem existentiae alicujus rei in se continet, huius causa est. Pone igitur aliquid esse, quod existentiae suae rationem haberet in se ipso, tum sui ipsius causa esset. Quoniam vero causae notio natura sit prior notione causati, et haec illa posterior: idem se ipso prius simulque posterius esset, quod est absurdum*“. Ich habe mit Absicht diesen Beweis verboten angeführt, weil sein Gedankengang nicht wenig an den Beweis des hl. Thomas in derselben Frage erinnert: „*Non est possibile ut idem sit simul in actu et potentia secundum idem, sed solum secundum diversa. Quod enim est calidum in actu, non potest simul esse calidum in potentia, sed est simul frigidum in potentia. Impossibile est ergo, quod secundum idem et eodem modo aliquid sit movens et motum vel quod moveat se ipsum. Omne ergo quod movetur, oportet ab alio moveri*“<sup>1)</sup>. Für den positiven Teil des Satzes, dass nämlich jedes contingenter existens einen Realgrund ausser sich haben muss, führt K. einen doppelten Beweis in der prop. VIII. Der erste Beweis wird aus dem Begriff des contingenter existens geführt: „wenn es nicht durch ein anderes determiniert wird, so müsste es, da es als existens determiniert d. h. allseitig bestimmt ist, durch seine eigene Existenz determiniert sein, wäre also absolut notwendig — was der Voraussetzung widerspricht“ — der andere aus dem Begriff des einmal Nichtgewesenen: es kann als solches zum Dasein nur durch ein anderes bestimmt werden; denn hätte es den bestimmenden Grund nicht ausser sich, so wäre es in bezug auf den Anfang seiner Existenz nicht bestimmt, wäre also nicht ein *ens omnimode determinatum*, d. h. überhaupt kein existens<sup>2)</sup>, sondern ein *ens in statu*

<sup>1)</sup> *Summ. c. gent.* I. 1 c. 13. *Summa theol.* I qu. 2 a. 3.

<sup>2)</sup> Paulsen, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie, Anm. S. 33.

merae possibilitatis. Alles zufällig Existierende muss also eine ratio antecedenter determinans haben, nur — diese Ausnahme ergibt sich aus dem Gesagten von selbst — das absolute necessarium scil. Deus ist von dieser Regel ausgenommen. Eine Bemerkung ist hier beizufügen. Wenn Kant ausdrücklich betont, dass es von Gott keine ratio antecedenter determinans wie bei de res contingentes gibt, so ist dies durchaus richtig; denn dass etwas, also auch Gott, causa sui, wie z. B. auch Schell reden zu dürfen glaubte, genannt werden könne, ist, wie Kant treffend bewiesen, ein offener Widerspruch. Wenn er aber im Corollarium zur prop. VI sagt. „Quicquid igitur absolute necessario existere perhibetur, id non propter rationem quamdam existit, sed quia oppositum cogitabile plane non est“, und dadurch jeden Realgrund — nicht causa! — von Gottes Existenz ausschliessen will, so ist dies falsch. Denn nicht bloss einen Erkenntnisgrund, sondern auch einen Seins-Grund hat Gottes Existenz, allerdings keine causa. Dieser Grund ist die divina essentia selbst.

Werfen wir nun einen kurzen Rückblick auf Kants Stellung zum Kausalproblem, um sie mit der Humeschen zu vergleichen, so finden wir beide in diametralem Gegensatz. „In seiner Habilitationsschrift steht Kant, was die Grundfrage aller Erkenntnis betrifft, noch ganz auf Seiten des Rationalismus; er ist überzeugt, dass die Erkenntnis der Dinge durch das klare und deutliche Denken erreichbar sei, dass die Metaphysik mit den Mitteln der Logik hergestellt werden müsse“<sup>1)</sup>. Wenn Fischer an derselben Stelle fortfährt: „er (Kant) ist überzeugt, dass die logische und reale Begründung (Grund und Ursache) identisch sind oder, was dasselbe heisst, dass das Verhältnis von Grund und Folge (gleichwertig mit dem von Ursache und Wirkung) die Dinge und Vorgänge auf dieselbe Art als die Begriffe und Urteile verknüpft“<sup>2)</sup>, so dürfte dies nicht richtig sein, wenn er Kant den absoluten Rationalismus im Sinne Spinozas vorwirft. Denn Kant sagt selbst: „Primo inter rationem veritatis et existentiae studiose mihi distinguendum erat“<sup>3)</sup>, und ich meine, mit Recht kann er das sagen, da er erst den Satz: „Nihil est verum sine ratione determinante“ beweist und dann gesondert den Satz für die Existenz, da er ferner den ontologischen Beweis, der aus dem blossen Begriffe Gottes dessen Existenz begründen will, verwirft, dieweil die Idee eines allerrealsten Wesens nur die ideelle, nicht aber die reelle Existenz in sich schliesst. Als intellektualistischer, auf dem Boden des gemässigten Rationalismus stehender Philosoph huldigt er der Ueberzeugung, dass die Natur der Sache sich in der Wirkung manifestiert, dass die beiden Kausalglieder durch ein rationales Band mit einander verknüpft sind, so dass von dem einen Gliede auf das andere analytisch, d. h. nach dem Gesetze der Identität, geschlossen werden kann.

<sup>1)</sup> Fischer, Geschichte der neueren Philosophie III 178.

<sup>2)</sup> Ebenda. Vgl. Paulsen, Versuch . . . 34.

<sup>3)</sup> Kirchmann, Kants Werke 58.

Der Hauptvertreter des Intellektualismus in der Scholastik hatte gesagt: „omnis effectus in sua causa aliquid praeexistit similitudo“<sup>1)</sup>, und „omne agens agit simili sibi“<sup>2)</sup>. Kant sagt inhaltlich genau dasselbe: „Nihil est in rationato, quod non fuerit in ratione“ und „Non amplius est in rationato quam est in ratione“. Das gerade Gegenteil behauptet Hume: „Der Geist kann unmöglich je die Wirkung in der angenommenen Ursache finden, selbst bei der genauesten Untersuchung und Prüfung. Denn die Wirkung ist von der Ursache ganz und gar verschieden und kann folglich niemals in dieser entdeckt werden“<sup>3)</sup>. Für Kant, den Rationalist, ist das Verhältnis von Ursache und Wirkung logisch erkennbar, für Hume, den Positivist, logisch vollständig unerkennbar, weder a priori noch a posteriori. Kant führt aus reinen Begriffen den Beweis für den Satz, dass jedes contingenter existens eine ratio antecedenter determinans haben muss, beweist mit andern Worten die Gültigkeit des allgemeinen Kausalgesetzes und drückt seine subjektive Wertschätzung dieses Beweises unzweideutig aus, wenn er ihm die Bemerkung anfügt: „En demonstrationem principii rationis determinantis tandem, quantum equidem mihi persuadeo, omni certitudinis luce collustratam“<sup>4)</sup>. Hume höhnt über diesen Beweis: „Wenn das Ding keine Ursache hätte, so müsste entweder nichts oder es selbst seine Ursache sein. Ein schöner Beweis!“ und leitet seinen Angriff auf ihn mit den Worten ein: „Hier ist ein Argument, welches auf einmal beweist, dass der vorhergehende Satz (alles Gewordene muss eine Ursache haben) weder intuitivisch noch demonstrativisch gewiss sein kann“.

Kant steht also in seiner ersten Epoche mit der Auffassung des Kausalproblems im schroffsten Gegensatz zu Hume; es ist der Gegensatz des Rationalismus zum Positivismus.

## B. Kants Kausaltheorie in der skeptisch-empiristischen Epoche.

Ohne uns hier auf die (keineswegs unumstösslich feststehende) Annahme K. Fischers einzulassen, wonach Kant in den Jahren 1762/65 auf der zweiten Stufe seiner vorkritischen Entwicklung gestanden — Uebergang zur englischen Erfahrungsphilosophie — und erst 1766 unter dem Einflusse Humes die dritte Stufe, den Skeptizismus, erreicht haben soll, betrachten wir mit Fr. Paulsen den Zeitraum von 1762—66 als eine einheitliche Periode, nämlich die Periode des antirationalistischen Prinzips<sup>5)</sup>. Diese Meinungsverschiedenheit zwischen Paulsen und Fischer hängt aufs innigste mit einer anderen berühmten Frage zusammen, die natürlich hier

<sup>1)</sup> *Summ. c. gent.* III 10.

<sup>2)</sup> *Ib.* I 45, 49.

<sup>3)</sup> *Inquiry* 39.

<sup>4)</sup> *Nov. dil.* 58.

<sup>5)</sup> Vgl. Paulsen, Versuch 44 Anm. 2.

nicht *ex professo* behandelt werden, sondern höchstens gelegentlich gestreift werden kann, der Frage nämlich, ob Kant unter Humes Einfluss oder durch eigene Forschung in die empiristische Anschauung getrieben wurde, und wenn ersteres der Fall, wann dieser Einfluss eingesetzt habe. Mag es sich mit dieser Frage wie immer verhalten, Tatsache ist, dass Kant in den sechziger Jahren das „Joch“ des dogmatischen Rationalismus abgeschüttelt und dementsprechend seine rationalistische Kausaltheorie zum mindesten aufgegeben, wenn auch nicht vollauf gegen die empiristische Humesche eingetauscht hat.

Zeuge dessen ist vor allem die tiefste der vorkritischen Schriften, „Der Versuch, den Begriff der negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen“ (Königsberg 1763). „Einander entgegengesetzt ist“, heisst es dort im ersten Abschnitt<sup>1)</sup>, „wovon Eines dasjenige aufhebt, was durch das Andere gesetzt ist. Diese Entgegensetzung ist zwiefach, entweder logisch durch den Widerspruch, oder real ohne Widerspruch“. Jene besteht darin, dass von demselben Dinge etwas zugleich bejaht und verneint wird; ihre Folge ist das „nihil negativum irrepraesentabile“. Die reale Opposition ist diejenige, da zwei Prädikate eines Dinges entgegengesetzt sind, aber nicht durch den Satz des Widerspruchs; beide Prädikate sind bei der Realrepugnantz bejahend, aber in entgegengesetztem Sinne. Die Folge davon ist das „nihil privativum repraesentabile“. Kant exemplifiziert diesen Doppelgedanken an der Körperbewegung. Ein Körper, der zugleich sich bewegt und sich nicht bewegt, ist ein Unding. Aber ein Körper, der von zwei gleich starken Kräften nach diametral entgegengesetzten Seiten zugleich bewegt wird, ist in Ruhe. In dem ersten Falle haben wir das Beispiel der logischen Opposition, in dem zweiten Falle dasjenige der Realrepugnantz, und Kant macht darauf aufmerksam, dass sehr viele Begriffe, welche man versucht ist, in das erste Verhältnis zu setzen, in Wahrheit zu einander in dem zweiten stehen, wie Lust und Unlust, Hass und Liebe, Uebel und Gut usw. Wozu diese genaue Scheidung der logischen und realen Opposition? Kant hat sein Ziel fest im Auge. Er schliesst: Die logische Opposition führt zum reinen Nichts, nicht aber die reale; mithin kann aus logischer Entgegensetzung über reale Entgegensetzung keine Einsicht gewonnen werden. „Nun ist die reale Opposition und Position nichts anderes als Verursachung der Nichtexistenz oder der Existenz eines Seienden. Und die logische Opposition oder Position ist die Begründung der Unmöglichkeit oder Notwendigkeit der Bestimmung eines Begriffs durch ein Prädikat. Also Begründung ist nicht dasselbe wie Verursachung, und es kann daher reale Verursachung aus logischer Begründung nicht erkannt werden“<sup>2)</sup>. Der Unterscheidung der logischen und realen Opposition, führt Kant weiter am Schluss seiner Abhandlung aus,

<sup>1)</sup> S. 25.

<sup>2)</sup> Paulsen, Versuch 39.

entspricht die des logischen und des realen Grundes. Gerade wie ich nun zwar vermittels des Satzes vom Widerspruch die logische Opposition erfassen kann, nicht aber die reale, ebenso kann ich zwar durch Identität die logische Position verstehen, nicht aber die reale. „Ich verstehe sehr wohl“, erklärt Kant, „wie eine Folge durch einen Grund nach der Regel der Identität gesetzt werde, darum weil sie durch die Zergliederung der Begriffe in ihm enthalten befunden wird. So ist die Notwendigkeit ein Grund der Unveränderlichkeit, die Zusammensetzung ein Grund der Teilbarkeit, die Unendlichkeit ein Grund der Allwissenheit usw., und diese Verknüpfung des Grundes mit der Folge kann ich deutlich einsehen, weil die Folge wirklich einerlei ist mit einem Teilbegriffe des Grundes“ . . . „Wie aber etwas aus etwas anderem, aber nicht nach der Regel der Identität fliesse, das ist etwas, welches ich mir gerne möchte deutlich machen lassen“<sup>1)</sup>. Kant ist also zu dem unzweideutigen Resultat gekommen, dass das Verhältnis von Ursache und Wirkung kein logisches, die Wirkung nicht aus dem Begriffe der Ursache durch logische Folgerung entwickelt werden kann. Er steht mit dieser antirationalistischen Kausalauffassung in direktem Gegensatz zu der vorigen Epoche, in der er das Kausalverhältnis logisch erklärte, dagegen befindet er sich in voller Uebereinstimmung mit Hume.

„In der Sache selbst oder in dem Thema der Frage“, resümiert Fischer<sup>2)</sup>, „stimmt er völlig überein mit Hume und unterscheidet zwischen Ideal- und Realgrund nicht mehr nach Art des Crusius. Hume war der erste gewesen, der den Satz der Identität von dem des Realgrundes auf das nachdrücklichste geschieden, dem logischen Denken bloss die Analysis der Begriffe zugewiesen und darum die Kausalverknüpfung verschiedener Vorstellungen für logisch unerkennbar und unauflöslich erklärt hatte. Nie wird man im Wege logischer Urteile und Schlussfolgerungen begrifflich machen können, dass, weil etwas ist, etwas anderes ist. Genau so hatte Hume in seinem Traktat und in seinem Essay die Frage gestellt. Genau so stellt sie Kant in seinem Versuch über die negativen Grössen“<sup>3)</sup>. Ja, wenn Kant fragt: „Wie soll ich es verstehen, dass, weil etwas ist, etwas anderes sei?“ oder umgekehrt, „wie darum, weil etwas ist, etwas anderes aufgehoben werde?“, wenn er ferner entschieden erklärt: „Ich lasse mich auch durch die Wörter: Ursache und Wirkung, Kraft und Handlung nicht abspeisen; denn wenn ich etwas schon als eine Ursache wovon ansehe, oder ihr den Begriff einer Kraft beilege, so habe ich in ihr schon die Beziehung des Realgrundes zu der Folge gemacht, und dann ist es leicht, die Position der Folge nach der Regel der Identität einzusehen“<sup>4)</sup>, glaubt man fast Worte Humes zu hören<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> Versuch, den Begriff der negativen Grössen . . . 58, 59.

<sup>2)</sup> A. a. O. III 194. — <sup>3)</sup> Vgl. Paulsen, Kant 91.

<sup>4)</sup> Versuch, den Begriff der negativen Grössen . . . 59, 60.

<sup>5)</sup> Vgl. *Inq.* 37, *Treat.* I P. 3 Lect. 3.

Nebst anderen Gründen schliesst Fischer vornehmlich aus dieser Uebereinstimmung in der Problemstellung, dass Kant unter Humes Einflüsse zu seiner empiristischen Theorie gekommen sei; mag sein oder nicht, so viel ist sicher, und das muss auch Fischer seinem Gegner Paulsen in dieser Frage zugeben, „die Art und Weise, wie Kant sein Problem begründet, nämlich durch den Begriff der realen Entgegensetzung und negativen Grössen, ist ihm eigentümlich“<sup>1)</sup>. Als ehemaliger Rationalist bedient er sich rationalistischer Waffen, während Hume als Empirist die empiristische Klinge führt.

In der negativen Lösung des Kausalproblems stimmt Kant, wenn auch nicht formell, so doch materiell, vollständig mit Hume überein: Das Kausalverhältnis lässt sich nicht logisch erklären. „Worauf beruht es denn und worin besteht es? Hume gibt eine Antwort: es beruht auf Erfahrung, und es besteht in der beobachteten und als regelmässig vorausgesetzten Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung in der Zeit“<sup>2)</sup>. Hatte Kant auch eine positive Antwort? Wenn Paulsen diese Frage in dem Sinne bejaht, dass Kant schon 1763 eine Antwort gehabt habe, und zwar dieselbe wie 1766, nur dass er dieselbe damals noch nicht ganz klar ausgesprochen habe, so ist dies richtig; wenn er sich aber in dieser Ansicht mit Fischer im Gegensatz wähnt<sup>3)</sup>, so scheint er mir einen Feind zu sehen, wo keiner ist. Zwar sagt Fischer III 183: „Hier (im Versuch, den Begriff der negativen Grössen . . .) wird die negative Entscheidung ausgeführt und zuletzt die positive Frage gestellt ohne Entscheidung“, aber S. 193 erklärt er: „Er selbst (Kant) hat bereits ein positives Resultat gewonnen, das er andeutet, aber nicht ausspricht“. Welches ist denn die positive Antwort Kants auf die Frage nach der Kausalität, die er bereits im Jahre 1763 andeutet? Im Schlusswort der Schrift über die negativen Grössen heisst es<sup>4)</sup>: „Ich habe über die Natur unseres Erkenntnisses in Ansehung unserer Urteile von Gründen und Folgen nachgedacht, und ich werde das Resultat dieser Betrachtungen dereinst ausführlich darlegen. Aus demselben findet sich, dass die Beziehung eines Realgrundes auf etwas, das dadurch gesetzt oder aufgehoben wird, gar nicht durch ein Urteil, sondern bloss durch einen Begriff könne ausgedrückt werden“. Die angedeutete Lösung lautet demnach: Das Kausalverhältnis kann nicht durch ein Urteil, sondern bloss durch einen Begriff ausgedrückt werden. Was hat es mit dieser Unterscheidung von Begriff und Urteil auf sich? Paulsen antwortet<sup>5)</sup>: „Nach meiner Ansicht dieses: Der Unterschied von Begriff und Urteil ist Ausdruck des Unterschiedes von Erfahrungs-

<sup>1)</sup> Fischer a. a. O. III 94.

<sup>2)</sup> Paulsen, Kant 90.

<sup>3)</sup> Vgl. Paulsen, Versuch 44 Anm. 2.

<sup>4)</sup> Ebenda 60, 61.

<sup>5)</sup> Versuch 45.

erkenntnis und Vernunftkenntnis, sodass der Begriff die Form jener, das Urteil die Form dieser ist“. Daher ergibt sich dann als die angedeutete positive Problemlösung, dass wir als Quelle unserer Einsicht in Ursacheverhältnisse die Erfahrung annehmen müssen. Damit stimmt auch die klare Erklärung aus dem dritten Hauptstücke des zweiten Teiles der *Träume* eines Geistersehers aus dem Jahre 1766: „Ist man aber endlich zu den Grundverhältnissen gelangt, so hat das Geschäft der Philosophie ein Ende“, und: „wie etwas könne eine Ursache sein oder eine Kraft haben, ist unmöglich, jemals durch Vernunft einzusehen, sondern diese Verhältnisse müssen lediglich aus der Erfahrung genommen werden“<sup>1)</sup>; und weiter; „Daher die Grundbegriffe der Dinge als Ursachen, die der Kräfte und Handlungen, wenn sie nicht aus der Erfahrung hergenommen sind, gänzlich willkürlich sind und weder bewiesen, noch widerlegt werden können“.

Wenn hiernach Kant die Begriffe der Grundkräfte durch Erfahrung gegeben und auf Erfahrung beschränkt sein lässt, deckt sich dann seine positive Lösung des Kausalproblems vollständig mit der Humeschen? Fasst man bloss die Worte beider ins Auge, möchte man meinen: ja; denn auch Hume hatte behauptet: „Die Kenntnis der Kausalbeziehung stammt ganz und gar aus der Erfahrung“<sup>2)</sup>. Indes wir wissen, was Hume meint, wenn er die Erfahrung als Quelle der Kausaleinsicht hinstellt: durch die andauernde Beobachtung gleichmässig verbundener Fakta gewöhnt sich unser „Geist“ nach den bekannten psychologischen Gesetzen daran, unwillkürlich dieselbe Verknüpfung immer zu erwarten, und indem wir dieses subjektive Empfinden objektivieren, gewinnen wir unsern vermeintlichen Kausalbegriff. Ich wüsste nicht, wo Kant jemals die Erfahrung in dieses Verhältnis zur Kausalität bringt; ich glaube nicht, dass er je mit dem Schotten eine solche psychologische Lösung des Problems gegeben hat und geben wollte. Dafür war Kant von Haus zu rationalistisch angelegt, und selbst als Empirist und „Skeptiker“ konnte er nicht ganz aus seiner rationalistischen Haut heraus. „Man darf zweifeln“, bemerkt Paulsen<sup>3)</sup> (und ich meine, er drückt sich dabei wirklich vorsichtig genug aus), „ob Kant jemals mit Hume der Ansicht gewesen ist, dass die einzelnen Kausalgesetze nichts sind als Regeln, zusammengestellt aus der Beobachtung der Reihenfolge von Ereignissen, um nach ihnen das Eintreten der gleichen Ereignisse auf die gleichen Antezedentien zu erwarten“.

Was meint Kant denn, wenn er die „Erfahrung als den Quell der Grundbegriffe der Dinge als Ursachen“ hinstellt? Er hat gefunden, dass das Kausalverhältnis mit den Mitteln der alten Metaphysik nicht als logisch-analytisches Verhältnis demonstrierbar ist. Was bleibt da übrig,

<sup>1)</sup> Ebenda 116.

<sup>2)</sup> *Inq.* 37.

<sup>3)</sup> Versuch . . . 97. Vgl. ebendasselbst die in etwas abweichende Meinung Fischers in diesem Punkte.

als zu sagen, das Kausalverhältnis stammt lediglich aus der Erfahrung, oder um einen „kritischen“ Terminus zu antizipieren, es ist ein synthetisches Verhältnis? Somit ist der „wirkliche Inhalt der positiven Lösung des Kausalproblems bei Kant wohl kein anderer als die Negation: Durch reine Vernunft können wir die Kräfte an den Dingen nicht erkennen; Begriffe, die wir von solchen machen, sind unnütze Fiktionen“<sup>1)</sup>. Aber diese Erklärung ist nicht wie bei Hume der frohe Ausdruck einer lieb-gewonnenen Herzensüberzeugung, nein, so viel ich Kant beurteilen kann, die dumpfe Resignation eines Nichtanderskönnens, die sich mit Freuden zum Gegenteil kehren wird, sobald fürs Anderswollen ein Lichtweg gefunden ist.

### C. Kants Kausaltheorie in der kritisch-rationalistischen Epoche.

Nolens volens ist Kant auf erkenntnistheoretischem Gebiete, speziell in der Kausalitätsfrage, wenigstens nach der negativen Seite hin auf den empiristisch-skeptischen Standpunkt gedrängt worden. Wollte er ihn vollständig einnehmen, „dann wurde er, wie er sah, mit Hume in jenen »schrecklichen Umsturz« verwickelt, der nicht bloss die Metaphysik, sondern vor allen Dingen auch die Naturwissenschaften betraf. Nach Hume besteht die ganze Physik aus Regeln der Erwartung ähnlicher Fälle; alle Naturgesetze sind nichts anderes, von den allgemeinsten bis zu den speziellsten. Das ist aber kein Wissen, sondern eben dasjenige, was die ganze deutsche Philosophie einmütig dem Wissen gegenüberstellte als das tierische Analogon desselben (Leibnizens *consécutions des bêtes*)“<sup>2)</sup>. Vor einer solchen Folgerung schreckte Kant, dessen anima, um ein bekanntes Wort etwas umzuändern, *naturaliter rationalis erat*, zurück.

Was er ehemals in seiner Jugendzeit als Dogma hingenommen, was er in seiner »Sturm- und Drangperiode« nicht voll und ganz aufgegeben hatte, das wird ihm beim Anblick des bevorstehenden Ruins wieder zur Gewissheit: Wie die Sätze der Mathematik allgemein und notwendig sind, so enthalten auch »die Wissenschaften über Tatsachen«, die Naturwissenschaften, allgemeine und notwendige Sätze, wozu vor allem der Satz gehört, »dass niemals in der Natur eine Veränderung eintreten könne, die keine Ursache habe; eine solche Veränderung würde die Möglichkeit aller Physik aufheben«<sup>3)</sup>. „Wie für Kant der Begriff der Philosophie, der Metaphysik der Wissenschaft überhaupt a priori feststand“<sup>4)</sup>, so im besonderen der Begriff der Ursächlichkeit und die Ueberzeugung, „dass das Kausalitätsprinzip im Interesse der Menschheit und Wissenschaft als ein allgemein

1) Paulsen, Versuch . . . 97.

2) Paulsen, Versuch . . . 139.

3) Fischer a. a. O. III 296.

4) Paulsen, Kant 152.

gültiges und notwendiges aufrecht zu erhalten sei“<sup>1)</sup>. Kant geht also in seiner kritischen Epoche mit ganz anderer Intention an das Kausalproblem heran als Hume. Für jenen gilt, das im voraus feststehende Resultat zu erklären und so viel wie möglich zu ergründen, für diesen ist letztes Ziel seiner Untersuchung, das Kausalverhältnis aus dem Bereich der Vernunft und Logik zu entreissen. „In der grossen Auseinandersetzung mit Hume tritt der rationalistische Habitus des Kantischen Denkens, sein Glaube an eine Art Präexistenz der Begriffe sehr klar hervor. Hume fragt: wie muss ich den Begriff der Kausalität bilden, dass er tauglich ist, das wirkliche Folgern, wie es in den empirischen Wissenschaften stattfindet, zu formulieren? Kant geht von einem feststehenden Begriff aus: Ursache drückt notwendige Beziehung zwischen einem Moment der Wirklichkeit *A* und einem andern *B* aus, und fragt dann: Kann diesem Begriff objektive Gültigkeit verschafft werden? Humes Umbildung des Begriffs: das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist nichts als das in der Wahrnehmung gegebene Verhältnis regelmässiger Aufeinanderfolge von Ereignissen in der Zeit, ist für Kant die Aufhebung des Begriffs der Kausalität überhaupt: Hume soll ihn zerstört, in Acht und Bann getan haben“<sup>2)</sup>.

Für Kant gipfelte beinahe das ganze Kausalproblem in der Lösung des Rätsels: Woher die Allgemeinheit und Notwendigkeit des Kausalitätsgesetzes? Das verrät schon mehr als deutlich seine Vorrede zu den Prolegomena, allwo es heisst<sup>3)</sup>: „Hume ging hauptsächlich von einem einzigen, aber wichtigen Begriffe der Metaphysik, nämlich dem der Verknüpfung der Ursache und Wirkung aus, und forderte die Vernunft, die da vorgibt, ihn in ihrem Schosse erzeugt zu haben, auf, ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte sie sich denkt, dass etwas so beschaffen sein könne, dass wenn es gesetzt ist, dadurch auch etwas anderes notwendig gesetzt werden müsse; denn das sagt der Begriff der Ursache“. Und weiter unten fährt er fort<sup>4)</sup>: „Es war nicht die Frage, ob der Begriff der Ursache richtig, brauchbar und in Ansehung der ganzen Naturerkenntnis unentbehrlich sei; denn dieses hatte Hume niemals in Zweifel gezogen; sondern ob er durch die Vernunft a priori gedacht werde und auf solche Weise eine von aller Erfahrung unabhängige innere Wahrheit und daher auch wohl weiter ausgedehnte Brauchbarkeit habe, die nicht bloss auf Gegenstände der Erfahrung eingeschränkt sei, hierüber erwartete Hume Eröffnung“. Kant will und muss eine geben. Aber wie? „Die alte Metaphysik hatte schon eine gewährt! Der Kausalitätsbegriff stammt aus der Erfahrung, in welcher der Verstand den Sinn überholt, indem er in Objektiv-Wahres und Allgemein-Gültiges

<sup>1)</sup> Pesch, Die Haltlosigkeit der modernen Wissenschaft (Eine Kritik der Kantischen Vernunftkritik) 18.

<sup>2)</sup> Paulsen, Kant 152 Anm.

<sup>3)</sup> Vorrede S. 3.

<sup>4)</sup> Ebenda S. 5.

(Metaphysisch-Reales) einen Einblick tut. In Kraft dieses seines übersinnlichen Charakters hat jener Begriff eine unbeschränkte und allgemeingültige Anwendbarkeit<sup>1)</sup>. Diese Lösung konnte er nicht, wenigstens nicht in ihrer ganzen Tiefe, und „der Mann befand sich in einer fatalen Lage. Im Nebel des die ganze Zeit bedeckenden Empirismus war keine andere Erfahrung bemerkbar, als die sinnliche. Und aus dieser konnte doch für den Menschen die Erkenntnis der Kausalität ebensowenig herkommen, wie für das Tier aus dem Anblick der gedruckten Ilias die Erkenntnis der Kunstregeln hergeleitet werden kann“<sup>2)</sup>. Weil Kant nur eine „sinnliche Erfahrung“ kennt, deshalb bleibt er auch, was die Bewertung der Erfahrung gegenüber der Bildung von allgemeinen Begriffen mit objektiver Gültigkeit angeht, vollständig auf dem Humeschen Standpunkte und seinem eigenen aus der vorigen Periode stehen, und darf er schliessen: „Stammte alle objektive Gültigkeit von Begriffen daher, dass diese sich nach den Gegenständen richten, dann gäbe es nur empirische Regeln. Solche aber könnten niemals Allgemeinheit und Notwendigkeit ergeben, alle Naturgesetze, auch die allgemeinsten, wie das Kausalgesetz, wären dann bloss präsumtiv allgemeingültige Regeln; es gäbe dann überhaupt keinen festen Punkt in der Wissenschaft von der Wirklichkeit“<sup>3)</sup>. „Diese Voraussetzung, welche sein ganzes Lehrgebäude bedingt“, bemerkt mit Recht Ueberweg<sup>4)</sup>, „dass nämlich Notwendigkeit und strenge Allgemeinheit sich durch keine Kombinationen von Erfahrungen gewinnen lasse, ist eine unerwiesene Voraussetzung“, und vom Standpunkte des gemässigten Realismus aus, der dem Geiste die Abstraktionskraft zuschreibt, muss man sagen, eine falsche Voraussetzung. Aus der Erfahrung lässt sich nicht irgendwie „objektive Gültigkeit“ der allgemeinen Sätze, in unserer Frage des Kausalgesetzes erklären. Eine zweite Möglichkeit, welche Hume in etwa zu Hilfe genommen hatte,<sup>5)</sup> wenn er schreibt: „Wir finden eine Art prästablierter Harmonie zwischen dem Laufe der Natur und der Abfolge unserer Vorstellungen, und obgleich die Mächte und die Kräfte, welche den ersteren regieren uns völlig unbekannt sind, so haben doch unsere Gedanken und Vorstellungsbilder, wie wir sehen, dieselbe Bahn verfolgt wie die anderen Naturwerke“, eine zweite Möglichkeit also, sage ich, könnte angenommen werden: „Das zufällige Zusammentreffen eines Begriffssystems, das der Verstand spontan hervorbringt, mit der inneren Gesetzmässigkeit der Wirklichkeit selbst, das »Präformationssystem« oder System der prästablierten Harmonie von Denken und Sein“<sup>6)</sup>. Diese Annahme lehnt Kant als willkürlich ab. Wo findet sich

<sup>1)</sup> Pesch a. a. O. 81.

<sup>2)</sup> Pesch a. a. O. 81.

<sup>3)</sup> Paulsen, Kant 183.

<sup>4)</sup> Grundriss der Geschichte der Philosophie III 262. *Inq.* 68.

<sup>5)</sup> Vgl. Ritter, Kant und Hume. Inaug.-Diss. Halle 1878.

<sup>6)</sup> Paulsen, Kant 183.

die rettende Methode? Ist sie überhaupt schon zu finden? Nein, aber Kants unerschütterliches Vertrauen auf die Vernunft gebiert sie: die „transzendente Methode“. „Die Gegenstände richten sich nach den Begriffen“<sup>1)</sup>, werden also von der Erkenntniskraft produziert, durch sie ermöglicht.

Das ist der kurze Inhalt jener grossen Umwälzung der bisherigen Anschauung, die Kant selbst als „Kopernikustat“ bezeichnet hat.

Welches ist nun die Produktionskraft des menschlichen Intellektes? Nicht kann er „das Ding an sich“ schaffen. „Nur ein intellectus archetypus, ein schöpferisches Denken, könnte dies“<sup>2)</sup>, wohl aber „das Ding für uns“, d. h. der Verstand kann durch die beiden a priori in ihm schlummernden und durch die Empfindungen geweckten Formen von Raum und Zeit die Gegenstände in räumlich-zeitlicher Ordnung „anschauen“, und das (durch Eingliederung in Raum und Zeit bereits geordnete) Mannigfaltige der Anschauung durch 12 reine Denkformen, die Kategorien, vereinigen<sup>3)</sup>. Eine dieser Verstandesfunktionen und neben und mit der Substantialität die vorzüglichste ist die Kausalität. „Der Kausalbegriff ist kein vorstellender, sondern ein verknüpfender Begriff, er ist kein empirischer, sondern ein reiner oder ursprünglicher Begriff, eine transzendente Kategorie, ein Stammbegriff a priori des Verstandes“. So glaubt Kant den logischen Wert des Kausalbegriffes in seiner Allgemeinheit und Notwendigkeit gegen Hume gerettet zu haben, der ihn „als Bastard der Vernunft bezeichnet hatte“. „Eine allgemeine und notwendige Erkenntnis war so lange unerklärlich, als man annahm, dass der Verstand sich nach den Gegenständen richten müsse; sie ist sogleich erklärt, wenn man umgekehrt die Gegenstände nach dem Verstand sich richten lässt“<sup>4)</sup>.

Wie bei allen Kategorien nun, so drückt sich auch bei der Kausal-kategorie ihre allgemeine und notwendige Geltung in dem entsprechenden „Grundsatz des reinen Verstandes“ aus, worin sich die Kausalform vermittle des Schematismus entwickelt<sup>5)</sup>. Das Schema der Kausalität, d. h. das Zeichen für die Subsumtion der Erscheinungen oder empirischen Anschauungen unter die Kausalkategorie, ist die regelmässige Aufeinanderfolge und der durch sie ermöglichte Grundsatz des reinen Verstandes: Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung, oder: „Alles, was geschieht (anhebt zu sein), setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folge“<sup>6)</sup>. „Die wenig durchsichtige, in mehrfachen Wiederholungen sich abmühende Beweisführung, die Kant

<sup>1)</sup> Ebendas.

<sup>2)</sup> Paulsen, Versuch . . . 178.

<sup>3)</sup> Vgl. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie<sup>3</sup> 297.

<sup>4)</sup> Falckenberg a. a. O. 307.

<sup>5)</sup> Vgl. Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie 447.

<sup>6)</sup> Vgl. Falckenberg a. a. O. 301 und 302.

für sein Kausalgesetz in den Analogien der Erfahrung bringt, läuft wieder in dem transszendentalen Schema aus: Der Satz kann nicht logisch (aus Begriffen), auch nicht empirisch (durch Induktion) bewiesen werden; also bleibt nur der transszendentale Beweis; seine allgemeine Gültigkeit ist notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit der „Erfahrung“, d. h. der Auffassung der Natur als einer gesetzmässigen Einheit der Erscheinungen<sup>1)</sup>. Inwiefern? Einen unentbehrlichen Bestandteil unserer „Erfahrung“ bildet die objektive Zeitbestimmung. Die Sukzession der Wahrnehmungen kann nicht immer — Hume hatte das fälschlich angenommen — als das sichere Anzeichen einer Sukzession in der Wirklichkeit gelten: Die Bäume einer Allee fallen nach einander in die Wahrnehmung, in Wahrheit sind sie zugleich. Es genügt auch nicht zu sagen: Die Vertauschbarkeit der Wahrnehmungsreihe beweist ein objektives Zugleichsein, ihre Unvertauschbarkeit dagegen eine objektive Sukzession. Denn dieses Kennzeichen ist auf die unmittelbare Gegenwart beschränkt, reicht aber nicht aus, um sein Verhältnis zwischen unbeobachteten Erscheinungen festzustellen. Bin ich noch so oft Zeuge davon gewesen, dass Feuer dem Kochen des Wassers voranging, und sehe wiederum kochendes Wasser, ohne vorher bemerkt zu haben, dass das Kochen erst auf das Feuer folgte, darf ich nur behaupten, es sei sehr wahrscheinlich, nicht aber, es sei gewiss, dass auch diesmal die Reihenfolge beider Ereignisse dieselbe gewesen, wie ich sie früher mehrmals beobachtet. Tatsächlich aber behauptet jeder, dass das Feuer jederzeit vorher da sein muss, ehe das Kochen des Wassers eintreten kann. Woher nehmen wir dieses Muss? Einzig und allein aus dem Gedanken des ursächlichen Zusammenhangs beider Vorgänge. Jede Erscheinung muss in der Zeit derjenigen Erscheinung folgen, deren Wirkung, und derjenigen vorausgehen, deren Ursache sie ist. Durch das Kausalitätsverhältnis und durch nichts anderes wird das objektive Zeitverhältnis der Erscheinungen bestimmt, mithin nur dadurch, dass wir die Folge der Erscheinungen dem Gesetze der Kausalität unterwerfen, wird „Erfahrung“ möglich.

„Diese transszendentale Beweisführung steht im Widerspruche mit den evidentesten Bewusstseinstatsachen. Gibt es nicht tatsächlich viele Naturerscheinungen, die wir im Sinne einer objektiven Zeitfolge auffassen, trotzdem wir ganz genau wissen, dass zwischen den einzelnen Erscheinungen kein kausaler Zusammenhang besteht? Wenn jemand z. B. aus einem Hause heraustritt und ein Ziegelstein vom Dache fällt, so wird doch niemand behaupten, dass das Heraustrreten aus dem Hause die Ursache war, dass der Ziegelstein jetzt in diesem Augenblicke vom Dache gefallen ist, und doch wissen wir ganz bestimmt, dass das eine auf das andere folgt (Schopenhauer). Aehnliche Beispiele könnten noch mehr zitiert werden; jeden Tag, ja fast jeden Augenblick sehen wir Erscheinungen auf einander

<sup>1)</sup> Paulsen, Kant 201.

folgen, trotzdem wir wissen, dass das post hoc kein propter ist“<sup>1)</sup>. Selbst Paulsen, dem grossen Kantverehrer, will obige Beweisführung nicht zusagen. „Die Frage ist noch nicht entschieden, ob nicht doch zuletzt die objektive Zeitfolge der Erscheinungen von der Zeitfolge der Wahrnehmungen im Bewusstsein abzuleiten ist. Die Gesetze der Mechanik drücken eine objektive Folge der Erscheinungen aus; doch ist die Folge der Wahrnehmungen im Bewusstsein ihre Voraussetzung: wir sehen, oder wir könnten, wenn wir darauf achteten, sehen, dass auf den Zusammenstoss von zwei elastischen Kugeln allemal eine bestimmte Veränderung in ihrem Bewegungszustand erfolgt, entsprechend der Masse, Geschwindigkeit und Richtung der Kugeln. Gewiss, der Verstand ist es, der die Gesetze der Mechanik findet und formuliert, aber doch nicht durch rein immanente »transzendente Logik«, sondern auf Grund gegebener oder beobachteter Folge in der Zeit“<sup>2)</sup>. Paulsen musste hinzufügen: Vor allem auf Grund beobachteter gegenseitiger Wirksamkeit — genau so verhält es sich mit der Bildung des Kausalgesetzes, dem ersten und allgemeinsten aller Naturgesetze. Freilich wäre es dann nicht ein schlechthin notwendiges und allgemeines Gesetz, d. h. vom Standpunkte Kants aus, sondern, wie alle Naturgesetze (und wie Hume gefolgert hat), ein bloss präsumtiv allgemeingültiger Satz. Kant schreckt vor dieser Annahme zurück, weil sie ihn in den bodenlosen Abgrund des „Skeptizismus“ zöge, den er ja gerade überwinden will. Aber Konsequenz ist das nicht. Inwiefern? Nun, nach Kants Zugeständnis sollen besondere Gesetze, weil sie empirisch bestimmte Erscheinungen betreffen, nicht vollständig von dem reinen Verstandesvermögen abgeleitet werden können, sondern nur mit Zuhilfenahme der „Erfahrung“. „Dann gäbe es also Verbindungen der Erscheinungen nach Regeln, die aus der Sinnlichkeit stammen. Ist aber das der Fall, kann Verbindung überhaupt aus der Sinnlichkeit kommen, kann das Gesetz der Gravitation aus der »Erfahrung« erkannt werden, warum dann nicht auch das Gesetz der Kausalität“<sup>3)</sup>? „Wie der Verstand in Galilei und Newton für die innerliche Mannigfaltigkeit der in Raum und Zeit gegebenen Fallbewegungen neue Formeln gebildet hat, wodurch sie begriffen werden können, so hat er auch das Kausalgesetz nicht als ein absolut reines und starres Verstandesgesetz in die Welt gebracht, sondern es an den und für die in der Wahrnehmung gegebenen räumlich-zeitlichen Vorgänge gebildet. Und wie das Gesetz der Fallbewegungen, so ist auch das Kausalgesetz allmählich durch die langsam fortschreitende Arbeit des Verstandes entwickelt worden. Freilich ist mit der absoluten »Reinheit« auch die absolute Allgemeinheit und Notwendigkeit des Kausalgesetzes aufgegeben“<sup>4)</sup>. Damit würde die Wissen-

<sup>1)</sup> Lang, Das Kausalproblem 460.

<sup>2)</sup> Paulsen, Kant 203.

<sup>3)</sup> Paulsen, Kant 190.

<sup>4)</sup> Paulsen, Kant 191.

schaft dem Skeptizismus preisgegeben; indes „Hume behauptet und viele Physiker werden ihm glauben: Die Wissenschaften kommen mit dem präsumtiv allgemeingültigen Satz genau so weit als mit dem a priori und absolut allgemein gültigen; was sie brauchen, ist eine taugliche Maxime der Nachforschung, und die haben sie im Gesetz der Kausalität oder dem Satz von der Konstanz des Naturlaufs, auch wenn es nicht ein reines Verstandesgesetz, sondern bloss ein von dem Verstande an dem Gegebenen gebildeter und brauchbar befundener Satz ist“.

Und nun ein Schmerzensruf: „Kants Denken zeigt an diesem Punkte eine fatale Neigung, sich im Kreise zu drehen. Was Hume bezweifelte, war die strenge (nicht die präsumtive) Allgemeinheit. . . . Kant will sie ihm gegenüber beweisen, setzt sie aber im Grunde immer wieder voraus: im Begriff der Wissenschaft als solcher liegt nach ihm als wesentliches Merkmal der apodiktische Charakter, die Allgemeinheit und Notwendigkeit; wer ihren Sätzen diese bestreitet, der behauptet, dass es keine eigentliche Wissenschaft geben kann, der ist Skeptiker. Der Skeptizismus aber wird durch das Dasein der Wissenschaften, d. h. der mathematischen Naturwissenschaften, widerlegt. Also sind damit die notwendigen Voraussetzungen der Möglichkeit der Wissenschaft als gültig erwiesen, d. h. die Apriorität und Transzendentalität der Kategorien oder also der rein rationale Charakter der allgemeinsten Grundsätze. — Und dann garantieren umgekehrt wieder die apriorischen Grundsätze die Allgemeinheit und Notwendigkeit der Wissenschaften“<sup>1)</sup>.

Es dürfte auffallen, dass ich auf den letzten Seiten ausschliesslich Paulsen zu Wort kommen liess; denn es ist geradezu klassisch, wie er, den man gewiss nicht der Voreingenommenheit gegen Kant zeihen kann, von den verschiedensten Seiten aus dessen kritische Kausaltheorie angreift, um zuletzt zu dem harten Verdikt zu kommen: „Nach allem: ich halte Kants Bemühung, gewisse allgemeinste Sätze aus dem Zusammenhang der Naturgesetze herauszureissen und sie allein auf die Natur des Denkens zu stellen, für vergeblich“<sup>2)</sup>. Vergeblich hat also Kant gegenüber Hume die Allgemeinheit und Notwendigkeit des Kausalgesetzes zu retten gesucht, und seine alles rettenwollende kritische Kausaltheorie führt uns in diesem Punkte schliesslich und endlich nicht weiter als Humes psychologische Theorie, so grundverschieden auch die Absichten beider, die Art und Weise der Gedankengänge beider sind.

Desgleichen zsigt sich in manchen anderen Punkten die Aehnlichkeit der beiderseitigen Resultate in der Kausalfrage. „Kausalität in der Erscheinungswelt bedeutet bei Kant wie bei Hume nichts als Gesetzmässigkeit der Folge der Erscheinungen — man vergleiche nur ihre Definitionen! —

<sup>1)</sup> Paulsen, Kant 216—17.

<sup>2)</sup> Ebenda 206.

Eigentliches Wirken kann hier natürlich nicht stattfinden. Erscheinungen sind Vorstellungsprodukte, die als solche so wenig wirken können als Begriffe“<sup>1)</sup>.

Mit dieser gleichen Auffassung der Kausalität verwickelte sich Kant auch in eine ähnliche Schwierigkeit wie Hume. Letzterer hatte sich alle Mühe gegeben, das Kausalverhältnis als ein subjektives Verhältnis darzustellen, unterstellte aber dabei — wenn wohl gleich unbewusst — objektive Kausalität, indem er z. B. den Sinneseindruck als Ursache der Idee, diese als Wirkung derselben annahm. Nach Kant soll Kausalität ebenfalls nichts anderes als eine subjektive Auffassungsart der Erscheinungen sein — in welchem Sinne von Hume verschieden, brauche ich nicht zu sagen —; aber woher dann der äussere Reiz und die physiologische Erregung, mit einem Worte die Empfindung? „Ist sie vielleicht auch nur die Wirkung unserer eigenen Natur? Dann müssen wir mit Berkeley sagen, dass alles nur aus uns herausgespensterte »Geister und Vorstellungen« sind, dass alles, was uns die Sinne lehren, »nichts als lauter Schein« ist. Dies will Kant nicht. Deshalb behauptet er gerade, es gäbe Dinge ausser uns, und nur insofern sie unsere Sinne affizierten, erführen wir, dass etwas existiere, und nur insofern dies geschähe, sei Erkenntnis und Wahrheit möglich. Unsere Sinne würden durch Eindrücke affiziert, und durch die Art und Weise des Affiziertseins sei der Inhalt der Vorstellung bestimmt. Unter »Affizieren« kann nur eine Handlung verstanden werden. Wer übt die Handlung aus? Kant hatte es schon in der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft offen ausgesprochen, dass es die Dinge an sich seien, welche nur durch Vorstellung affizieren. Dass die Handlung des Affizierens eine Ausübung der Kausalität in sich begreift, ist sonnenklar. Bildet aber in dieser Weise das Ding an sich die Ursache unserer Empfindung, dann ist die Kausalität nicht mehr bloss eine apriorisch in unserm Geiste liegende Form, sondern Wirksamkeit in den Dingen selbst, und nur aus Erfahrung kann ich von ihr Kunde erhalten“<sup>2)</sup>. Pesch schliesst mit dem Dilemma: „Man hat also zu wählen! Entweder nimmt man die Kausalität als rein subjektive Verstandesform und verzichtet auf jede vom Gebiete der äusseren Wirklichkeit herrührende Wirksamkeit, und dann bleibt die Empfindung, wie sie faktisch vorhanden ist, unerklärlich. Oder man nimmt behufs Erklärung der Empfindung eine von den äusseren Dingen ausgehende Wirksamkeit an, und dann ist das Kausalitätsprinzip keine subjektive Verstandesform mehr, sondern wenigstens in den betreffenden Fällen von transzendenten Wirklichkeit“. „Eine Lösung dieses Widerspruches,“ meint Paulsen<sup>3)</sup>,

<sup>1)</sup> Paulsen, Kant 207.

<sup>2)</sup> Pesch a. a. O. 85—86; vgl. Spicker, Kant, Hume und Berkeley. Eine Kritik der Erkenntnistheorie 47, 105, 107 ff.; Paulsen, Kant 164.

<sup>3)</sup> Ebenda.

„ist nur auf einem Wege möglich: dass man eine doppelte Bedeutung der Kategorien unterscheidet, eine reine logisch-transzendente und eine transszendental-physische.“ „Die logischen Kategorien haben Geltung für alle Dinge, die überhaupt Gegenstand des Denkens werden können, also auch für die Dinge an sich selbst. — Und in der Aesthetik und Dialektik werden die rein logischen Kategorien der Substanz und Kausalität unbedenklich auf die Dinge an sich angewendet, dort, um die Affektation des Ich zu bewirken, hier, um dem Ich Kausalität nach Freiheit beizulegen“<sup>1)</sup>.

Ich kann diesen Rettungsversuch nicht als gelungen betrachten. Darüber kann doch kein Zweifel sein, dass Kants kritische Erkenntnistheorie auf der Unterscheidung von „Erscheinung der Dinge“ und den „Dingen an sich selbst“ beruht. Nur von Erscheinungen kann es für uns ein sicheres Wissen geben, da nur sie durch unsern Verstand in gewissem Sinne hervorgebracht werden, nicht aber die Dinge an sich. Wenn darum Kant auf diesem seinem Standpunkt stehen bleibt und doch den „Dingen an sich“ Kausalität beilegt, so kann sie nur ein problematischer Begriff sein und höchstens noch, wie z. B. die Kausalität des Ich nach Freiheit postuliert werden. „Es ist uns unbenommen, für das Reich der Dinge an sich eine andere Art von Kausalität, wenngleich wir uns keine Vorstellung von ihrem Wie machen können, zu postulieren und uns einen freien intelligiblen Charakter beizulegen“<sup>2)</sup>.

Noch eine letzte Parallele zwischen Humes und Kants Kausaltheorie. Da des „Skeptikers“ Kausalverhältnis sich ausschliesslich auf die Erfahrung stützte, liess es natürlich auch nur eine Verwendung aus Wahrnehmungen, aus Erfahrung zu. Aus dem Kausalgesetze auf metaphysische Tatsachen, wie auf das Dasein Gottes usw. schliessen, sind grobe Trugschlüsse. Diese Sätze mögen wahr sein, aber beweisen lassen sie sich nun und nimmer.

Zu fast demselben Resultate kommt Kant. Man hätte meinen können, die Kategorien seien wegen ihres durchaus „reinen“, nicht empirischen Ursprunges in ihrem Gebrauche an die Empirie gebunden<sup>3)</sup>. Aber dabei hätte man vergessen, dass wir nur erkennen können, was wir selbst „geschaffen“, und das sind doch bloss die „Erscheinungen“. „Ein reiner Gebrauch der Kategorie,“ sagt Kant selbst unzweideutig, „ist zwar möglich, d. i. ohne Widerspruch, aber hat gar keine objektive Gültigkeit, weil sie auf keine Anschauung geht, die dadurch Einheit des Objektes bekommen sollte; denn die Kategorie ist doch eine blosser Funktion des Denkens, wodurch mir kein Gegenstand gegeben, sondern nur, was in der Anschauung gegeben werden mag, gedacht wird.“ Von diesem Standpunkte aus lassen sich

<sup>1)</sup> Paulsen, Kant 194—195.

<sup>2)</sup> Falckenberg a. a. O. 327.

<sup>3)</sup> Vgl. Falckenberg a. a. O. 200.

genau wie bei Hume die Beweise für die metaphysischen Wahrheiten, z. B. das Dasein Gottes, nur mehr als „Sophistationen und Erschleichungen“<sup>1)</sup> ansehen. Genau wie bei Hume verlangt aber auch dieser Standpunkt nicht, diese Wahrheiten zu leugnen, und Kant tut es ebenso wenig wie jener. Wenn er theoretisch niederreisst, soll nur Platz geschaffen werden für den „Glauben“. Genau Humes Stellung.

Ziehe ich aus diesem dritten Abschnitte das Resumé, dann muss ich sagen: so sehr, so himmelweit die kritische Kausaltheorie der Form nach von Humes Theorie verschieden ist, so wenig — es klingt fast unglaublich — differiert sie dem Inhalte nach. „Kants Ansicht vom Inhalte des Kausalverhältnisses entfernt sich nicht weit von Hume“<sup>2)</sup>.

### Schluss.

Humes Kausaltheorie ist geboren vom Empirismus; nachdem Kant in seiner vorkritischen Zeit erst auf dem Standpunkte des Rationalismus und dann auf dem des Empirismus gestanden — in welchem Sinne, ist bekannt —, versucht er in seiner kritischen Epoche eine Synthese der These und Antithese, um so das Erkenntnisproblem überhaupt und insbesondere das Kausalproblem zu lösen. Humes Lösung ist verfehlt, weil sie Erfahrung nicht mit Vernunft paart. Kants synthetischer Versuch ist der einzig mögliche; weshalb ist er nicht gelungen? weil er These und Antithese nicht richtig verbunden hat. Gibt es eine richtige Lösung? Die scholastisch-aristotelische Philosophie hat Erfahrung und Vernunft in die richtige Synthesis gebracht.

---

<sup>1)</sup> Pesch a. a. O. 129.

<sup>2)</sup> Paulsen, Kant 207.